

# Eden in Asche

Seit 17 Jahren speit der Vulkan Tauruvur Aschewolken, die sich als graue Schleier auf die einst fruchtbare Pazifikinsel Matupit legen. Aber immer noch harren viele Bewohner aus. Palmenhaine, Gärten: alles verdorrt. Was haben sie noch? Eier. Von einem Großfußhuhn

Von Roland Schulz (TEXT) und Ulla Lohmann (FOTOS)

Baden können die Kinder der Matupit nur fern des Vulkans – in dessen Nähe lässt die Hitze das Wasser brodeln

# Feuergarben in der Nacht



Früher hatten Erdbeben von der vulkanischen Macht des Tavorvur gezeugt. Seit 1994 spuckt er Lava

**S**OBALD DIE MORGENSONNE über den Vulkan steigt, machen sich die Männer auf. Sie gehen schleppend, jeder Schritt stäubt Asche auf. In der Ferne faucht der Krater, eine Feuersbrunst in Klängen. Die Männer achten nicht auf das Tosen. Sie folgen der Spur des Schutts, die einst die Dorfstraße von Matupit war, stapfen durch die Dünen aus Asche, die den alten Friedhof der Insel unter sich begraben haben, und schlittern in Staubwolken den Hang zum Strand hinab, wo die Einbäume warten. Sie heben die Kanus an den Auslegern in die Höhe und waten in die Wellen. Dann sitzen sie auf. Sie stechen ihre Paddel wie Speere in die See, die Kanus gleiten in Kolonne hinaus in die Bucht.

Eliab Wuat nimmt Kurs auf den Vulkan. Geschmeidig zieht er sein Paddel durchs Wasser, sein Boot schnellt durch die Dünung. Es ist ein guter Einbaum. Wuat taufte ihn „Takia“, Fundstück, weil er ihn weit vor Matupit im Meer treibend fand, herrenlos. Er schleppte ihn zur Insel zurück, kalfaterte zwei Risse, bereits auf der ersten Fahrt zum Vulkan brachte das neue Boot Glück. Seither trägt ihn „Takia“, wenn die Männer von Matupit versuchen, dem Vulkan seine Schätze zu stehlen.

Sie sind in kaum zwei Dutzend Kanus unterwegs. Die Boote sammeln sich auf der Hälfte der Strecke, träge dahintreibend, bis auch die letzten Nachzügler beilegen. Die Tradition verlangt, dass kein Mann an Land geht, solange nicht alle versammelt sind. Das befolgen sie noch. Der Vulkan hat sonst alles vernichtet, was Matupit früher zur Perle des Pazifiks machte: die fruchtbare Natur und ein Leben, dessen Lauf geprägt war von sinnvollen Geboten und Tabus.

Die Männer kauern in ihren Kanus und wiegen sich in den Wellen. Manche stecken sich krumme, mit Knaster gestopfte Stumpfen an; Zigarettenrauch zieht über das Meer. Eliab Wuat verabscheut diese Unart. Er versucht seit Jahren, in diesem Augenblick der Stille, bevor der Sturm auf den Vulkan beginnt, Bibelstunde zu halten.

Auch an diesem Tag hat er eine Stelle erwählt, Buch Maleachi, Kapitel 3, Vers 7: „Seit den Tagen eurer Väter/ seid ihr von meinen Gesetzen abgewichen.“ Wuat erschien das letzte Buch des Alten Testaments eindringlich genug, auch jene dem Tabak verfallenen Typen zu erreichen, die er die „vom neuen Schlag“ nennt. Er meint die jungen Kerle, die ihre am Wochenende im Rausch kassierten Veilchen werktags so stolz spazieren tragen, als wären es Orden. Wie jedes Mal wieder muss Wuat feststel-



Wieder einmal fällt die Schule aus: Der Vulkan und seine Ausbrüche bestimmen alles Leben auf Matupit

len, dass Worte keine Macht mehr über die Jugend haben. Als ein letzter trödelnder Mann mit seinem Kanu längsseits geht, setzen sich wie auf Signal alle in Bewegung, Schlag um Schlag dem Ufer zu.

Wuat bleibt zurück. Seine Bibelstelle. Aber aufgeben, niemals. Wuat hat sein Leben lang nie aufgegeben. Er taucht sein Paddel tief ein und folgt.

Schleier aus schwefelgelbem Staub schwimmen nun auf dem Meer, der Wind weht Brandgeruch heran. Der Vulkan ist nahe. Seine Flanken qualmen wie ein Feuer

vor dem Verlöschen. Ein Trugschluss, in den Klüften um die Kuppe tobt die Lohe seit 17 Jahren so stark, dass die Erde in manchen Nächten zu glühen scheint. Darüber schraubt sich drohend eine Säule satten Rauchs in den Himmel. Der Krater schwelt. Am Fuße des flachen Kegels steht noch, was einmal Bäume waren: ein Hain geköpfter Palmen, kahle Gerippe, von Asche gebeizt. Nirgends Grün. Nur Grau. Die Männer starren schweigend auf die wunde Erde. Eliab Wuat fühlt sich vom Anblick dieser Ödnis immer an sein Alter erinnert. Er ist 64 Jahre alt, er sah dieses Ufer noch üppig: Prunkwinden, Drillingsblumen, Schraubenbäume, ein verschwenderisches Wuchern.

Sie nennen den Vulkan selten beim Namen. Sie sind Matupiti, Menschen von Matupit; ihre Sippen leben seit Generationen im Schatten des Berges. Sie sprechen über ihn wie über einen Freund, so vertraut, dass er der Namenservählung nicht mehr bedarf. Sein Krater hat die Küste erschaffen, über die er sich jetzt erhebt, das ist sein Land, sein Werk. Er hat die Insel in die Höhe gehoben, und wenn es ihm gefällt, senkt er sie auch, wie nach den Eruptionen der Jahre 1994, 2006 und 2010. Seit 17 Jahren spuckt er unentwegt Asche, mal mehr, mal weniger. Sein Name ist Tavorvur.

In seinem Rücken ragt eine Riege älterer, nicht mehr aktiver Vulkane auf. An der Meerenge zwischen den zwei größten Inseln des Bismarck-Archipels gelegen, bilden sie den Rand der Caldera von Rabaul: einen von Kratern umzingelten Kessel, der einst selbst ein Vulkan gewesen war, bevor ihn das Meer flutete und eine Bucht formte, die heute Blanche Bay heißt. In der Mitte dieser Bucht liegt die Insel Matupit.

Die Gegend, die zu Papua-Neuguinea zählt, war früh besiedelt. Ihr Ursprung ließ die Böden im Umkreis des Kraterkessels in einer Weise fruchtbar werden, die Menschen auch von Nachbarinseln anlockte: Hier wuchs alles in Fülle, aus jedem Samen, den man in die Erde legte, schoss Leben. Vor diesem

Verdorrte Erde, saurer Regen,  
erstickte Pflanzen: Trotzdem kehren  
auch jene zurück, die einst flohen



Kaum ein **Baum**  
widersteht der **Asche**



Das ehemalige Eiland ist durch vulkanische Bewegungen zur Halbinsel in der Blanche Bay geworden



Seit hier nichts mehr wächst, sind Lebensmittel auf Matupit doppelt so teuer wie sonst in Papua-Neuguinea

## Die neue Armut zerstört eine alte Kultur

paradiesischen Zustand verblasste die Gefährlichkeit der Vulkane. Die Menschen lernten, mit ihnen zu leben.

Sie beobachteten, wann und wo Rauch aus der Erde trat, wie sich der Boden vor Ausbrüchen zu schütteln schien und auf welche Art das Meer auf diese Bewegungen reagierte. Es war, als bewirke die Erfahrung, dass an diesem Ort selbst Berge nicht von Bestand waren, einen Drang zur Ordnung: Die Menschen konterten die chaotische Natur ihrer Heimat mit einer straffen Sozialstruktur; mit kleinen, streng gegliederten Clans, deren Abstammung durch die Mutterlinie bestimmt war. Die Macht ging von Geheimbünden aus, die in Rücksprache mit Geistern auch die Gerichtsbarkeit ausübten. Krönung dieser Kultur war Geld. Jeder Brauch, jeder Ritus hatte die auf Schnüre gefädelten Muscheln zur Grundlage, die man *tambu* nannte: eine Währung, deren Zweck sich nicht im Handel erschöpfte, sondern sich erst im Austausch bei Heirat oder dem Schlichten eines Streites erfüllte. Das finanzielle Wissen reichte bis Zins und Zinseszins.

Das Verhältnis dieser Kultur zu den Vulkanen spiegelte sich in den Namen, die sie ihnen gab: Den höchsten von ihnen nannte man *kombiu*, Mutter, zwei weitere Tochter des Nordens und Tochter des Südens. Besonders stark war der Bund zwischen Mensch und Vulkan auf Matupit, der kaum zwei Kilometer langen Insel, die Tavorur gegenüber lag, dem aktivsten aller Krater des Kessels. Grund war eine Eigenheit dieses Fleckens Erde – die Existenz einer Vogelart, die ihre Eier in die Hänge des Vulkans legte, auf dass er sie ausbrüte. Die Menschen von Matupit schürften nach diesem Schatz.

**A**LS AUCH DAS LETZTE KANU anlandet, schwärmen die Männer aus. Es ist erst früher Morgen, doch schon drückend heiß. Eine flirrende Sonne steht am Himmel, die ihr Echo in der Hitze der Erde findet. Das Grollen des Vulkans schluckt alle Geräusche. Die Männer streifen einzeln durch die Wüste aus Asche. Überall tun sich Trichter auf, ein wildes Muster aus Kuhlen und Mulden, in die die Männer Stöcke stecken oder Stofffetzen werfen. So markieren sie ihr Revier. Was nach Willkür aussieht, folgt einem alten Regelwerk: Denn dies ist *raulavat*, das Land der Eier, das allen Männern von Matupit gemeinsam und zu gleichen Teilen gehört. Jedermann kann auf dieser Allmende schürfen, je nach Abstammung in einem anderen Abschnitt. Eliab Wuat sucht im *piamong*, dem östlichsten der Flure.

Die Hänge hier sind harsch, unter der Asche verbergen sich kantige Reste toter Korallen. Wuat schultert seinen Spaten

und steigt eine Böschung empor. Dann wählt er einen Trichter und fällt auf die Knie. Zarte Tritts Spuren verlaufen in der zuckerfeinen Asche. „Eine Henne“, sagt Wuat.

*Ngiok* heißen die Großfußhühner in der Sprache der Matupi. Es sind plumpe Vögel mit dunklem Gefieder, deren Brutweise ihrem ansonsten täppischen Gehabe widerspricht: Die Hennen haben die Hege ihres Geleges fremdvergeben. Die Eier, in einen in den Vulkanhang gescharren Gang gelegt, werden von der Wärme der Erde ausgebrütet. Die Aufzucht entfällt. Die Küken kommen flugfähig zur Welt.

Wuat senkt sich kopfüber in den Trichter und stochert mit der Spitze seines Spatens im Erdreich. Der Grund ist weich. Ein gutes Zeichen. Wuat beginnt zu graben.

Seine Gestalt sticht unter den Männern hervor. Er ist ein sehniger Mann mit schlohweißem Bart, die Haut von Sonne und Seesalz gegerbt. Das Alter hat an seiner Statur noch keine Spuren hinterlassen. Er trägt ein verwaschenes Trikot von Arsenal London. Ist von seinem Sohn. Auf dem Kopf die Kappe eines Schulbuben; von seinem Enkel. Wuat trägt aus Sparzwängen auf. Aber die Kleiderwahl einer Vogelscheuche schmälert sein Auftreten nicht. Er strahlt die Autorität eines Menschen aus, der einmal ein Amt großer Würde ausübte und nun im Nachhall des Respektes lebt. Wuat war lange Jahre Vorsteher seines Viertels und ein Ältester der Adventisten vom Siebten Tage.

EINFLÜSSE AUS EUROPA hatten Blanche Bay erst Mitte des 19. Jahrhunderts erreicht. Walfänger stoppten an der Bucht, um Wasser aufzunehmen. Die Bucht bot sich als natürlicher Hafen an, der auch tiefgehenden Schiffen das Ankern erlaubte. Matupit geriet in den Sog der Geschichte: Das Hamburger Handelshaus Godeffroy baute eine Faktorei auf der Insel auf, gefolgt von britischen Glücksrittern, die Plantagen gründen wollten. 1875 dann kartographierte die Besatzung der deutschen Korvette „Gazelle“ die Bucht, noch im gleichen Jahr gingen Missionare in Matupit an Land. Schließlich hisste 1884 der Kommandant des kaiserlichen Kanonenboots „Hyäne“ auf der Insel die Flagge des Deutschen Reichs. Am Ufer der Blanche Bay entstand eine Stadt, Rabaul.

Im Spiel der Mächte strategisch gut gelegen, wurden Stadt und Insel Schlachtfeld: Deutsche, Australier, Japaner, Amerikaner und dann wieder Australier wechselten sich in der Kontrolle von Rabaul ab.

Die Menschen von Matupit sogen aus diesem Schaulaufen fremder Zivilisationen, was sie nur konnten. Sie sattelten die neuen Sprachen und Religionen auf ihre alten Werte. Mün-



Einst war diese **Bucht** ein **Magnet** für Engländer und Deutsche, für Japaner und Amerikaner





»Ngiok«, das Bismarckhuhn, größter Schatz des Dorfes, in der Hand des alten Eliab Wuat



Nach der Eiersuche bleibt ein Hügel voller Narben

Bismarckhühner vergraben ihre Eier in den warmen Flanken des Vulkans. Und regelmäßig graben die Matupi sie aus. Die Eier sind Wertstücke der lokalen Ökonomie

# Rücksicht auf die Natur?

## Auf welche denn noch?

zen und Scheine traten an die Seite des Muschelgelds, und wemgleich man buchhalterisch wenig Neues von den Weißen lernen konnte, erlebte Matupit deren restliches Wissen als eine Art Erweckung: Die Erde war rund, Gott groß und Gewinn auch in Mark, Yen oder Dollar möglich. Was war kommunale Selbstverwaltung anderes als Clanherrschaft? Welchen Unterschied machte es, wenn Gesetze von Gerichten statt Geistern überwacht wurden?

Matupit jagte in die Moderne. Elektrisches Licht erleuchtete die Straßen. Kein Kind, das nicht zur Schule ging. Bis von der Insel Bougainville kamen Firmen, um Arbeiter anzuwerben. Es hieß, nirgends in Neuguinea seien die Menschen gewitzter als auf Matupit.

**S**ELBST IN SENGENDER SONNE geht Eliab Wuat die Eiersuche mit der Geduld eines Uhrmachers an. Die Krume schaufelt er noch mit schnellem Schwung, um dann Schicht für Schicht vorsichtiger in die Tiefe zu dringen. Wuat arbeitet in selbstversunkener Ruhe. Am Ende steckt er wie verschluckt im Erdreich, tief unten mit der Hand durch die Asche siebend. Als er wieder auftaucht, hebt er einen schlierigen Brocken ans Licht. Das Ei ist zerbrochen. „Das fängt ja gut an“, sagt er. Er hält die Schalen wie ein Schmucktui in den Händen. Eliab Wuat reut jedes unnütz zerstörte Ei.

Die Masse der Männer denkt anders. Seit der Vulkan ohne Unterlass Asche spuckt, leidet das Leben auf Matupit. Rücksicht, gar auf die Natur, gilt als Luxus vergangener Zeiten. Auf der Insel wächst nichts mehr. Regen fällt ätzend. Jeder Atemzug Asche. Aber die Eier gibt es noch. Sie gelten als Delikatesse und bringen gutes Geld. Das lässt die meisten Männer wie Grabräuber über die Hänge des Vulkans herfallen, jeden Trichter doppelt umstechend, ohne Rücksicht auf im Eifer entzweigeschlagene Eier. Rohlinge verschonen selbst vor dem Schlüpfen stehende Küken nicht. Sie werfen sie in rasch entfachte Feuer, um die Flügelchen der Ungeborenen als Pausensnack zu vertilgen. Eliab Wuat sieht es mit Grauen. In seinen Augen ist die zügellose Ausbeuterei Verrat an allem, was Matupit groß gemacht hat.

Die Insel hatte ihre Ideale auch im Ansturm der Moderne nicht preisgegeben. Zwar schied man sich nun in Kirchgemeinden, doch die Methodisten, Katholiken und Adventisten einte nach wie vor, was schon ihre Ahnen geeint hatte: ein Geflecht an Gesetzen zu gegenseitiger Hilfe, das *maramaravut* genannt wurde – eine der Enge der Insel geschuldete, sich selbst verstärkende Solidarität. Maramaravut zeigte sich im Wechsel der

Jahreszeiten, wenn man im Verbund säte, fischte und erntete. Maramaravut war die Gemeinschaftsarbeit, wenn ein Brunnen zu graben war. Maramaravut hieß, noch in der Not sämtliche Vorräte zu teilen.

Merkmal dieses Prinzips war seine Dynamik: Wer seinem Nächsten gegeben, daraufhin selbst empfangen und wiederum gegeben hatte, sah sich in einem immer schneller drehenden Karussell gegenseitiger Gefälligkeiten sitzen, wie es normalerweise nur Blutsbande in Schwung bringen. Die ganze Insel glich einer einzigen Familie. Auch der Umgang mit der Allmende der Eier am Vulkan war ein Auswuchs von Maramaravut: Keiner geht an Land, bevor nicht alle da sind. Jeder achtet einen markierten Fundort. Niemand beansprucht die Brutstätten über Gebühr.

**ALS SICH ELIAB WUAT** wieder in die Asche gräbt, hat er Glück. Auf Vulkansplitt gebettet liegt ein Ei. Wuat kerbt seinen Fingernagel in die Schale. Er hinterlässt eine feine Kratzspur. So sieht er: Das Ei ist frisch gelegt. Die Eierschale härtet erst nach einigen Stunden in der warmen Erde aus. Wuat legt das Ei in einen im Schatten stehenden Blechnapf. Die Sonne würde es sonst verderben. Es ist kaum faustgroß. „Die Eier werden immer kleiner“, sagt Wuat. „Und immer weniger.“

Seit die Asche alles Dickicht ausgemerzt hat, finden die Vögel keinen Schutz mehr. Nicht vor der Sonne. Nicht vor den Männern. Wuat blickt den Hang bis zum Ufer hinab. Der aufgewühlte Boden wellt sich wie ein von Artilleriefeuer bestrichenes Schlachtfeld. „Alle sehen Grau“, sagt Wuat. „Ich sehe hier noch Grün.“ Er hat hinter seinem Haus auf Matupit seit einigen Jahren einen Schuppen aus Schrott stehen, in dem er Kokospalmen-Setzlinge zieht. Er pflanzt sie dann am Fuße des Vulkans ein. Er wartet noch immer, dass einer Wurzeln schlägt.

Als Wuat ein Junge war, hatten die Ältesten der Insel alle Tage außer Freitag mit einem Bann belegt: Nur dann durfte man nach Eiern graben. Und sie holten die Gelege körbewise aus dem Grund. Heute dagegen ist Montag der einzige Tag der Woche, an dem Schürfen nicht erlaubt ist. Angesichts der Not vieler Familien hat man die Verbote gelockert, die die Allmende der Eier schützten. „Wenn wir so weitermachen“, sagt Wuat, „wird es vielleicht bald keine Eier mehr geben.“

Befürchtungen wie diese lassen ihn frühmorgens Bibelstellen wie das Buch Maleachi wählen, die Warn- und Mahnsprüche der Propheten: Er will die Männer erinnern, dass jedes Korn nur kraft Gottes Willen wächst. Aber es ist so weit gekommen, dass viele die Bibel nicht mehr lesen. Die Kirchen



Morsches Feuerholz gibt es genug, seit die Bäume sterben. Wer es sammelt, trägt besser eine Atemmaske



Frisch gefegt: Plastikplanen schützen die Schülerinnen der kleinen Privatschule vor dem Staub

Kaum ein **Baum**  
widersteht der **Asche**



Frisch gefegt: Plastikplanen schützen die Schülerinnen der kleinen Privatschule vor dem Staub

# Ein leichtes Beben kündete von der Katastrophe



Asche zu Asche: Immer wieder müssen Männer die Dächer freischaufeln, die sonst unter der Staublast einbrächen

leeren sich. Maramaravut wird weniger geachtet. Manche jungen Männer berauschen sich an gegorenem Gesöff, und danach gibt es Keile. Wuat betet jeden Tag, sein Dorf möge sich wieder auf die Stärke besinnen, die es einmal besaß.

WUAT BESCHWÖRT DIESE STÄRKE AUCH HERAUF, wenn er den Flaschengeist alter Fotoalben freilässt. Er sitzt dann mit seiner Frau Helen im Aschegrau seines alten Gartens und blättert durch Fotos voller Farben. Der Erstgeborene. Eliab Wuat im Dress des Rugby-Vereins. Helen zwischen den Orchideen des Gartens. Es war Anfang der 1970er Jahre. Goldene Zeiten. Papua-Neuguinea war noch von Australien verwaltet. Rabaul, dessen von tropischen Gärten gesäumter Hafen sich in diesen geschäftigen Zeiten niemals leerte, wurde Perle des Pazifiks genannt, aber für Kenner war Matupit das wahre Kleinod. Man hatte eigens eine Brücke auf die maleirische Insel gebaut.

Der junge Wuat, Buchhalter von Beruf, war auf Arbeit bis nach Australien gelangt und half nun Minen auf den Salomonen zu verwalten.kehrte er heim, sah er im Anflug Matupit wie einen Edelstein im Meer funkeln. Es ging den Menschen gut. Ihre Wissbegierde und ihre auf Maramaravut geeichte Gesell-

schaft ließen bald die Idee der Freiheit wachsen. Manche begannen, neben der Bibel auch andere Bücher revolutionären Inhalts zu lesen. Parteien wurden gegründet. Programme verabschiedet. Man war stark. Man gab nicht auf.

Von Blanche Bay ausgehend ergriff eine Bewegung das Land, die Unabhängigkeit forderte. Auch Eliab Wuat erhob seine Stimme. Sie sperrten ihn dafür ins Gefängnis. 1975 war es so weit. Eliab und Helen Wuat erlebten die Unabhängigkeit als glorreiches Ende der rasenden Entwicklung ihrer Heimat: Binnen eines Jahrhunderts hatte es Matupit geschafft, von einem Flecken auf den Karten eines deutschen Kaisers zu einem Grundpfeiler des modernen Staates Papua-Neuguinea aufzusteigen.

Eliab Wuat beschloss, dass seinem Status als Bürger ein Eigenheim gut stünde. Er baute das Haus selbst. Es besaß eine zur See gerichtete Veranda, Spültoiletten und eine Einfahrt, in der man das neue Auto so parken konnte, dass es nicht wie Angerebete wirkte. Zwei Stockwerke boten der wachsenden Familie Platz. Im Wohnzimmer standen ein Fernsehgerät, eine Stereoanlage und ein Filmprojektor. „Wir hatten alles“, sagt Wuat. „Ohne zu wissen, wie schnell es uns wieder genommen werden würde.“

ES BEGANN AM ABEND des 17. September 1994, einem Samstag, der den Adventisten als Sabbat heilig ist. Als Wuat aus der Kirche kam, begann die Erde zu zittern. Ein leichtes Beben, wie es jedes Kind auf Matupit kennt. Aber diesmal lief es nicht aus wie eine Welle. Es steigerte sich, die Nacht hindurch, und am nächsten Morgen erinnerte sich Wuat an die Erzählungen der Ältesten: Wenn die Erde ohne Unterlass bebte, steht ein Ausbruch bevor.

Wuat befahl seiner Familie, für die Flucht zu packen. Im Angesicht der Gefahr schied sich aller Besitz in nützlich und nutzlos. Sie nahmen nur die Medizin für die Kinder, Decken, eine Handvoll Windeln, eine Pfanne und die Impfbücher mit. Als sie ihr Auto aufs Festland steuerten, schien es Wuat, als seien die Worte der Bibel lebendig geworden: Karawanen von Menschen, beladen mit Kindern und kargem Besitz, das war Kapitel 6, Vers 12, die Offenbarung, und siehe, das Lamm öffnete das sechste Siegel, da entstand ein gewaltiges Beben. Wuat lud seine Familie an einem Tempel der Adventisten ab, um umzukehren.

Helen verfluchte diesen Heldendrang, aber ihr Mann blieb standhaft. Als habe er alle Bildung abgeschüttelt, war er kein Buchhalter mehr, sondern nur noch ein Mann Matupits, von alters her mit dem Vulkan verbunden. Er war wie versessen darauf, den Worten der Ältesten Folge zu leisten: „Unsere Ahnen sagten: Schaut auf die See.“ Allein kehrte er am Abend auf die Insel zurück.

Anderen ging es wie ihm. Gemeinsam durchwachten sie die Nacht, das Meer immer im Blick. Am frühen Morgen des Montag war kaum mehr Abstand zwischen den Beben zu spüren, und im ersten Morgengrauen sahen sie, wie sich die See, einer gewaltigen Ebbe gleich, bis zum Horizont zurückzog. Matupit lag trocken. Auch das hatten die Ahnen überliefert, und Wuat fühlte, dass der Ausbruch nun unmittelbar bevorstand. Sie sprangen ins Auto. Sie waren die letzten Menschen, die jenes Matupit, das einmal ein Paradies war, verließen.

Die Asche fiel zwei Wochen lang. Als Eliab Wuat das erste Mal auf die Insel zurückkehrte, war der Tag dunkel wie die Nacht. Asche knickte Palmen und brachte Häuser zum Einsturz, lastete auf Dächern, verschüttete die Gärten, verklebte die Fensterscheiben, bedeckte die Türschwellen und schluckte die Straßen. Es war körnige Asche, die nach Bitternis schmeckte und zwischen den Zähnen knirschte. Wuat rettete ein Solarsegel, das er vor dem Ausbruch montiert hatte, und ergriff wieder die Flucht. Erst als die Stärke des Ascheregens nachließ, kehrte er zurück.

Eliab Wuat ist wie die meisten Matupiti zwei Mal umgesiedelt worden, hat zwei Mal Land gerodet, bestellt, aber nicht zur Ernte gebracht, da ihm der Boden wieder abgenommen wurde, Folge ungeklärter Besitzverhältnisse. Zwei Mal ist er wieder nach Matupit zurückgekehrt.

Jetzt will er bleiben. Er hat die Arbeit als Buchhalter aufgegeben, das ging nicht, morgens ins Büro, abends zurück in die Apokalypse. Der Vulkan speit nach wie vor Asche. Mal einen Monat lang weniger, dann wieder eine Woche lang mehr. Eliab Wuat versucht, in dieser Asche ein Leben zu führen. Sein Haus zerfällt in Schutt, der saure Regen frisst sich wieder durch die Flickschusterei des Daches und verwandelt die Tapeten in Krötenhaut, die Toiletten sind versandet, die Zisterne liegt trocken und der Garten knietief unter Asche – doch ja, sagt Wuat, „sogar heute noch habe ich das Gefühl, dass dieser Ort gesegnet ist.“

Er hält sich an das Buch Hiob, die Geschichte des Gottesknechtes, dem alles genommen wird, Besitz, die Kinder, Gesundheit. Doch Hiob wankte nicht, und Gott gab doppelt zurück, was er ihm genommen hatte. Wuat kennt keinen Zweifel: „Das ist die Geschichte der Menschen von Matupit“, sagt er. „Es wirkt wie eine niemals endende Prüfung. Aber am Ende steht das Licht.“

NACH ACHT STUNDEN ARBEIT AM VULKAN ist Eliab Wuat am Ende. Sein Körper ist mit einer klebrigen Kruste bedeckt, Schweiß, mit Asche verklumpt. Er hat 21 Eier ausgegraben. Ein mieser Ertrag. Es ist ihm gleichgültig. Ein Ei war alt und von einem Riss durchzogen. Er dachte, es sei tot. Doch es war Leben in ihm, und das Leben schlüpfte. Das Küken ist schwach. Wuat knüpft einen Bindfaden an die Krallen des Tierchens und birgt es an der Brust. In Matupit trägt er das Küken auf seinem Handteller zum Haus hinauf. Dort, wo noch wenige Palmen der Asche trotzen, wirft er den Vogel in die Luft. Der taumelt, fängt sich, und dann fliegt er. Vielleicht wird er leben.



Eine Kostprobe sei Pflicht, sagten die Eiergräber von Matupit, als Fotografin ULLA LOHMANN, 34, und Autor ROLAND SCHULZ, 34, die Männer auf ihrer Fahrt zum Tavuvur begleiteten. Als diese dann aber angebrütete Eier aufbrachen, um den Dotter auszuschlüpfen und die Küken auf dem Feuer zu rösten, kniff das GEO-Team.